

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 254 Bromberg, den 5. November 1932.

Mandus Frixens erste Reise

Roman von Ewald Gerhard Seeliger.

(5. Fortsetzung.)

Mit dampfenden Schüsseln schlitterte Mandus jetzt über die glatten Decksplanken. Ein siebenstimmiges Wut- und Wehgeheul dröhnte ihm von der Kaimauer entgegen. Aber Mandus ließ sich davon nicht beirren, schob geschickt die Kajütstür auf und verrichtete gewandt und sicher seinen Dienst. Der Kapitän schluckte etwas sehr Widerborstiges herunter, der Erste Steuermann prüfte Mandus mit verkniffenem Blick auf das Übertreten des vierten Gebots hin, konnte aber durchaus nichts Verdächtiges entdecken, und der Zweite fragte Mandus nach seinem Namen.

„Frixen!" sagte er und trollte sich schleunigst.

Die sieben Fahrensleute an der Kaimauer standen jetzt im Kreise herum und steckten die Köpfe zusammen. Ohne von ihnen bemerkt zu werden, stieß Mandus wieder zu Greggers, der längst an der Back saß und sich an einem saftigen Fleischstück mit viel Zwiebeln und noch mehr Kartoffeln sehr gütlich tat.

„Mahlzeit!" wünschte Mandus, und langte gleichfalls zu.

Auch der Koch setzte sich nun am Kombüsentisch vor seinen dampfenden Teller, nachdem er die Prinzenkrone aus Bettelsack und Schürzenplatz gezogen und an einen Haufen Kartoffelschalen gelehnt hatte.

Friedlich klapperten Messer und Gabeln, bis sich Greggers mit dem Ärmel über den Mund wischte und damit die Tafel für aufgehoben erklärte.

„Die suchen sich jetzt ein Boot!" lachte er mit listigem Augenzwinkern. „Aber sie finden keins. Und hungrig sind sie wie die Wölfe. Die werden mich das nächste Mal nicht warten lassen. Schad' nichts! Mittag ist vorbei. Abbacken!"

Mandus gehorchte und schob das gesamte Eßgeschirr durch das Fenster in die Kombüse.

Greggers zog jetzt aus der Brusttasche eine kurze Stummelpfeife, steckte sie in Brand und sog bedächtig daran. Dann schloß er seine Kiste auf, kramte tief unten auf dem Boden herum und brachte eine neue weiße Tonpiep herauf, die er stopfte und Mandus überreichte.

„Schmökst du nicht?"

Mandus meinte mit dem Kopf schütteln zu müssen.

„Hier schmök! Ein Seemann muß schmöken oder priemen, sonst wird er krank!"

Mandus setzte gehorsam die Pfeife unter Dampf und sog daran mit Gewissenhaftigkeit und Ausdauer, obgleich sie ihm ganz greulich schmeckte. Greggers aber nickte bei jedem Zug mit seinem breiten Schädel und war mit seinem Zögling äußerst zufrieden. Und das hatten nicht nur die sechs Flaschen Jamaikarum zustande gebracht.

Jetzt legte er den Zeigefinger an die Nase und sagte schmunzelnd: „Da kann einer drauf stehen!"

Leise schloß er die Kiste auf, holte eine von den sechs Rumflaschen heraus und krabbelte nach seinem Taschenmesser.

Als der Pfropfen knallte, flog plötzlich die Tür auf, und vier, sechs, zehn, vierzehn Hände griffen gleichzeitig nach dem Labsal. Im Augenblick war der Raum gefüllt von lachenden, schreienden und schimpfenden Fahrensleuten. Mit leeren Händen war Greggers auf seine Kiste zurückgesunken und sah die Rumflasche von einem Mund zum andern wandern. Es bildete sich eine feste Reihenfolge, und als das Gefäß dreimal die Runde gemacht hatte, kehrte es leer zu Greggers zurück.

„Vorzüglicher Tropfen!" kreischte der Koch, der sich auch dazugefunden hatte.

„Hast du denn geschlafen, Greggers?" überbrüllte Tetje Sappei mit seiner Bärenstimme den allgemeinen Tumult. „Wir haben getobt wie die Löwen!"

„Das hab' ich wohl gehört!" nickte Greggers grimmiglich und versteckte die leere Flasche unter seiner Matratze.

„Und warum bist du nicht mit dem Boot gekommen, du Griesmaul!" schimpfte Karsten Kiekbusch.

„So eine Gemeinheit!" rief Hugo Pingel und fuhr sich mit einer langausladenden Geste an die Wange, denn er hatte wieder einmal Zahnschmerzen.

„Stimmt!" sprach Greggers ganz ruhig. „Es ist eine große Gemeinheit, wenn sieben junge Kerls einen alten Mann warten lassen."

„Aber wir haben dich doch nicht gehört!" entschuldigte sich Tetje Sappei.

„Dann schafft euch bessere Ohren an", murrte Greggers. „Ich kann nicht brüllen wie ein Löwe. Dazu bin ich schon zu alt."

„Einer muß an Bord bleiben", bemerkte Jakob Segger, um auch was zu sagen.

„Und immer muß ich das sein!" rief Greggers ärgerlich.

„Du bist auch der Älteste!" rief Kuno Leek und nahm den Mund ordentlich voll. „Hast du nicht selbst gesagt, daß du an Land nichts zu tun hast? Oder hast du das nicht gesagt?"

„Klugscheeter!" sagte Greggers trocken und drehte ihm den Rücken zu.

„Schimpfen ist kein Kunststück!" zeterte Kuno und warf sich in die Brust. „Und der Jung hätt' uns auch sehen können!"

Gleich fand er Zustimmung. Mandus suchte schon eine Rückzugslinie. Alle sieben sahen ihn böse und drohend an.

„Ja, der Jung!" grunzte Karsten Kiekbusch, holte aus und griff nach dem Opferlamm.

„Der Jung ist schuld! Der muß vertrimmt werden!" schrien sie durcheinander, froh, einen gefunden zu haben, an dem sie ihren Unmut auslassen konnten.

Vierzehn Fäuste fuhren gleichzeitig nach Mandus, der in gehetzter Hast wie ein fliegender Fisch, hinter dem die Möven her sind, unter die Back tauchte und auf allen vieren zwischen Matrosenbeinen, Seekisten und Bultsäcken den Weg ins Freie fand. Als er durch die Tür schoß, traf er den Zweiten Steuermann, der gerade herein wollte, mit gesenktem Kopf genau in die Gegend des Leibes, wo man die mit Appetit verzehrten Beefsteaks zwecks weiterer Verdauung kürzere Zeit aufzubewahren pflegt.

„Bist du des Düwels, Jung!" rief Cornelius von Holten und verabreichte ihm einen derben Puff.

„Sie wollen mich —“, stotterte Mandus.

„Streicheln? Was hast du ausgefressen?“

Mandus hob hilflos die Achseln.

„Trab! Die Kajüte klarmachen!“

Mandus sprang zur Kombüse, um das Brett zu holen. Doch da wäre er seinen Verfolgern um ein Haar wieder in die Hände gefallen. Denn sie drangen jetzt von allen Seiten auf den Koch ein und verlangten ihre Beefsteaks mit Zwiebeln und Kartoffeln.

„Mittag vorbei!“ entschied er, und begann aufzuklaren.

Cornelius von Holten mußte sich erst ins Mittel legen, um den Streit zu schlichten. Er säuberte die Kombüse von der hungrigen Mannschaft, verschaffte Mandus das Brett und gebot dem Koch, seine Kameraden nicht hungern zu lassen.

Und Hieronyms Butenschön stellte sich knurrend an den Herd.

Mandus schmauste noch einmal mit, und Jonni Kaphengst mußte warten.

Als der Hunger gestillt war, brachte Greggers zur Versöhnung die zweite Flasche Rum ans Licht und wies mit feierlichen Worten auf den gütigen Spender hin.

„Das ist eine schöne Sache!“ rief Tetje Sappel, und legte Mandus wie segnend die Hand auf den blonden Scheitel.

Dann ließen sie ihn dreimal hochleben. So wurde er in die Besatzung der Fortuna aufgenommen.

Es schlägt ein.

Nun aber machte Mandus, daß er in die Kajüte kam.

„Kreuzmillionendonnerwetter!“ tobte Jonni Kaphengst, und warf ihm zur Bekräftigung einen flachen Emailleteller entgegen.

Mandus ließ diesen nautischen Diskus an seinem linken Ohr vorbeisausen und gegen die Kajütswand krachen, wo er einen Teil seiner Glasur verlor.

Auf eine längere Unterhaltung will ich mich lieber nicht einlassen! dachte Mandus blitzschnell, setzte das Brett an die Back, zerrte mit einem kühnen Ruck das Tischtuch mit allem, was darauf stand, zu sich herüber, warf auf diesen gastronomischen Wirrwarr den mißhandelten Suppenteller und verschwand, ehe Jonni Kaphengst seine Überraschung bemeistert hatte.

„Der Jung! Der Jung?“ knurrte er vor sich hin. „Der Jung hat wahrhaftig den Düwel im Leib! Das kann ja eine niedliche Reise werden!“

Dann brachte er sich in die waagrechte Lage und begann sein gewohntes Mittagsschläfchen.

Draußen stellte Mandus das Brett aufs Hühnerhock, türmte das durcheinandergeworfene, gegen Stoß und Schlag gefeite Schiffsgeschirr küchengerecht auf, legte das Tischtuch so zusammen, daß die saubere Seite nach oben kam, und trug es in die Kombüse, ohne den Koch in der Lektüre zu stören.

Darauf sah er sich nach Greggers um und fand ihn auch bald vor dem Fockmast. Hier stand er mitten auf einem alten Segel, das er zum Schutz des Decks ausgebreitet hatte. Vor ihm stand eine große Pütz mit schwarzer, stinkender Tunke.

„Das ist Labsalbe!“ belehrte er den wißbegierigen Mandus, „Jamaikarum für die Taue.“

Und damit tauchte er beide Hände tief in den schwarzen Schiet hinein und fuhr tüchtig an den Tauen hin und her.

Wenn's sein muß? dachte Mandus und streifte sich die Hemdärmel noch höher.

Greggers füllte ihm nun eine kleine, handliche Pütz mit der dickflüssigen, klebrigen, übelriechenden Masse und zeigte nach oben.

„Enter ins Großwant und salb die Hoofdtaue. Immer von oben nach unten. Das sind die sechs dicken Taue, die in die Mars laufen.“

Mandus betrachtete den Großmast, seine vielfach verstrickten Hanfstege und die gefüllte Pütz mit wägenden Blicken.

„Laß mich erstmal ohne Pütz aufentern,“ schlug er vor. Greggers nickte, und so machte sich Mandus auf den luftigen Weg. Die festen, breiten Strickleitern wurden nach oben zu immer schmäler. Zuletzt stieß er mit dem Kopfe gegen eine viereckige Plattform aus kurzen, dicken Balken, von der sich weiter nach oben hin wieder einige Sprossentaue spannten.

Schnell gewann er das Balkenviereck. Jetzt befand er sich in einem kunterbunten Gewühl von dickeren und dünneren Tauen, Ketten, Rollen und Rundhölzern.

Er machte halt, um sich zurechtzufinden.

Hier, wo er jetzt stand, waren die beiden Stücke des Mastes fest zusammengefügt. Er klomm weiter, wenn auch nicht ohne Herzklopfen.

Bald hatte er die zweite Plattform erreicht, es fehlte ihr der Bohlenbelag, auch war sie bedeutend kleiner als die erste. Hier saß wieder ein Maststück auf dem andern, und wiederum lief eine leiterartige Klettervorrichtung ein Stockwerk höher. Noch einige Meter kroch er empor. Dann aber machte er halt, denn die Zahl der Taue, die den Mast hielten, nahm erschreckend schnell ab. Er schaute nach oben. Den Schluß des Mastes bildete ein Holzklotz von der Gestalt eines holländischen Käses.

Die Sache wurde immer halsbrecherischer. Ein merkwürdig bedrohliches Gefühl stieg ihm von den Fußsohlen, die sich noch nicht an das Schwanken der Hanfsprossen gewöhnt hatten, bis zum Herzen und noch weiter hinauf. Plötzlich war es ihm, als schwebe er wie ein Vogel frei in der Luft. Rasch kniff er die Lider zusammen, umfing die beiden Taue des Bramwants mit den Armen und steckte den Kopf durch das nächste Hanfviereck. So hing er regungslos, bis der kleine Schwindelanfall vorüber war.

Dann wagte er es, zuerst mit dem einen, dann mit beiden Augen über den Strom zum Ufer zu blinzeln. Auf einmal aber taten sie sich von selbst ganz weit auf: Da lag Hamburg, seine liebe, große Vaterstadt!

In einer Reihe waren die sechs Hamburger Türme längs der Elbe aufmarschiert, voran der große Michel mit der runden, grünen Kappe und dem hohlen Kopf, zuletzt der stachlige Jakob. Sie standen da wie Handelsherren, schauten mit Zufriedenheit auf das eifrige Gewimmel zu ihren Füßen und ließen sich geruhsam von den Flaggen aller Erdenvölker grüßen. Dann schaute Mandus hinein in den Hafen, in dieses unermüdlich pulsende Herz seiner niedersächsischen Heimat. Unablässig schaukelte sich der Verkehr von Land zu Bord, von Bord zu Land. Wie plumpe, vorsintflutliche Riesen schwangen die Krane ihre Arme. Hafendampfer und Motorboote durchpflügten fauchend, tutend, pustend und knatternd die aufgewühlten Wasser des Stromes und die fächerförmig angeordneten Hafenpfannen. Dazwischen brummte das tiefe Stöhnen der großen Amerikaboote, die es hafenein und hafenaus lange nicht so eilig haben wie auf hoher See.

Mandus lauschte. Das tausendfältige Hafengetön rundete sich in seinem Ohr zu einem einzigen, rauschenden Akkord. Dieses urstarke Hanseatenlied trug ihn dahin wie auf brausenden Fittichen. Und plötzlich kamen ihm hier oben in der klaren Luft die Worte ins Gedächtnis, die der Geschichtslehrer am Tage der Schülerentlassung gesprochen hatte: „Hamburg ist gewachsen, nicht durch Gewalt, List und Trug wie Rom, nicht durch Legionen wie Paris, nicht durch Schiffsgeschütze wie London, sondern Hamburg, eure unvergleichliche Vaterstadt, die stärkste Tochter der freien Hanse, ist gewachsen allein durch das richtige Rechnen. Sein Siegerkranz heißt Treu und Glauben. Niemals hat es sich erhoben auf die steile Höh, wo Fürsten stehn. Niemals hat es Heere ausgeschickt und Völker unterjocht. Wer aber Hamburgs Freiheit anzutasten wagte, der ging daran zu Grunde wie der große Napoleon. Wer das Schwert nimmt, der kommt durch das Schwert um. Babylon sank in Schutt und Asche, Karthago wurde zerstört, und Jerusalem wurde zerbrochen. Und wenn einst über alle Zwinguris der Welt das höllische Verderben kommt, das sie durch ihre unersättliche Raubgier und durch ihre bestialische Untreue täglich und stündlich auf sich selbst herabbeschwören, wenn dereinst die von allen Unterdrückten so heiß ersehnte Stunde des Allmächtigen und Allwissenden schlägt, dann wird er seine starke Hand über Hamburg halten, und es wird werden, was es immer war: die ewige Stadt der freien Menschheit.“

Jetzt erst war ihm der ganze, tiefe Sinn dieser unvergeßlichen Worte aufgegangen, die er wochenlang in seinem Herzen gehegt und bewegt hatte. Ja, er wollte auch als Schiffsjunge ein freier, aufrechter Mensch ohne Furcht und Tadel und nicht der Sklave des Kapitäns sein!

(Fortsetzung folgt.)

Alte Frauen in der Kirche.

Wie sie so fromm die Hände falten,
Den Kindern gleich zum kindlichen Gebet,
Und dann das Buch der Lieder halten —
Verzitternd nur noch ihr Gesang verweht.

Das Bibelwort verklingt in Träume,
Die voller Andacht sind und Heiligkeit —
Es trägt sie über Zeit und Räume,
Aus einer Welt, die voller Müh' und Leid.

Frieda Callier.

Ein Rädchen blieb stehen...

Skizze von Erich Höhne-Dresden.

Schrill rasselte der Wecker. Karl Rüger fuhr aus wüsten Träumen auf und tastete verwirrt nach dem Schalter. Neun Uhr, und noch so finster? Dann fiel es ihm ein. Neun Uhr abends war es ja, und in einer Stunde begann seine Nachtschicht in der Papierfabrik, wo er die Holzschleifmaschine seit Jahren bediente. Aber heute war er ohne Zweifel krank, sehr krank sogar. Schon am Mittag hatte er es gemerkt, als er sich zu Bett legte. Die Glieder waren ihm wie Blei, Fieber raste in seinen Adern, und alle Nerven zitterten.

Ob er nicht lieber zu Hause blieb? Er rechnete: „Acht Stunden Lohnausfall machen fünf Mark. Krankengeld gibt's erst vom dritten Tage ab, also büße ich noch einen Tag ein, das sind rund zehn Mark." Eine solche Verschwendung konnte er sich nicht leisten. „Wahrhaftig, eine raffinierte Einrichtung, das mit den drei Tagen", ging es ihm durch den Kopf, während er sich mühsam erhob. Er mußte sich sofort mit beiden Händen am Bettpfosten anklammern, so schwindlig war ihm. Er wankte zur Waschschüssel und steckte den Kopf in das kalte Wasser. Das tat gut, der Schwindelanfall ließ nach. Es würde schon gehen. Heute war Sonnabend, und morgen konnte er den ganzen Tag sowie die darauf folgende Nacht schlafen. Er nahm Kaffeekrug und Schnitten, die seine Wirtin bereitgestellt, an sich und machte sich auf den Weg.

Ein kalter Wind pfiff durch die spärlich erleuchteten Straßen. Karl erschauerte. Oder war es das Fieber? Er wußte es nicht. Wie im Traum ging er den wohlbekannten Weg. Unwillig blickte er zu den Häusern empor, in denen ein Licht nach dem anderen erlosch. Die hatten es gut, krochen jetzt ins warme Nest und schliefen ungestört dem Sonntag entgegen.

Endlich kam die Fabrik in Sicht. Grell stach das weiße Licht der Bogenlampen in die Finsternis. Verworrener Maschinenlärm drang dumpf aus dem Fabrikinnern. Jetzt war Karl schon so nahe, daß er die einzelnen Geräusche unterscheiden konnte: das gleichmäßige Rollen der Feldbahnwagen, das Aufkreischen der Kreissäge, das Stampfen der Dampfmaschine, das Surren der Ventilatoren und, alles übertönend, das Getöse der Holzschleifmaschine, welche die Holzstücke zu Brei zermahlt, „schleift", wie der Fachausdruck lautet. Karl stellte mit Befriedigung fest, daß seine Maschine wie immer den meisten Lärm machte.

Alles war wie sonst, und doch kam ihm alles heute so seltsam unwirklich vor, als hätte er gar nichts damit zu tun. Das Fieber hatte wieder Gewalt über ihn bekommen. Er strebte den Umkleideräumen zu. Es war bereits zehn Minuten vor zehn Uhr, und seine Kollegen hatten den Raum schon verlassen. Vor der Arbeitstafel erfaßte ihn wieder ein Schwindelanfall, und er mußte sich an das Brett klammern. Gedankenverloren starrte er auf die Tafel. Der neue Schichtplan für die nächste Woche hing dort. Er müßte eigentlich dann Frühschicht haben. Mechanisch suchte er seinen Namen. Richtig, da stand er schon: Schleifer, 1. Schicht, Karl Rüger. Alles in schönster Ordnung. Oh, der Betrieb war vorzüglich organisiert. Sorglich geordnet standen die vielen Namen und vor jedem die Maschine, zu der er gehörte. Karl nickte erbittert. Natürlich, erst die Maschine, dann der Mensch! Heutzutage herrschte die Maschine. Und das Menschlein, das ihr diente, war nur ein notwendiges Teilchen von ihr, ein Rädchen, das man auswechselte, wenn es nicht mehr konnte.

Scharfe Klingelzeichen rissen Karl Rüger aus seinem Brüten. Zehn Uhr! Er hastete in den Schleiferraum. Sein Kollege stand an dem fauchenden Ungetüm und füllte Holzstücke in den weit aufgerissenen Rachen der Maschine. Dann warf er die Klappe zu, drehte an dem Druckventil, und viele Atmosphären preßten das Holz unter Wasserzufluß solange an den rasend sich drehenden riesigen Stein, bis es als dicker Brei unten ablief. Nun wandte der Mann sich Karl Rüger zu. Ein stummer Gruß, eine Kopfbewegung nach einem Pappschild über der Maschine, und weg war er. Karl sah sich das Pappschild näher an. „Nicht über neun schleifen! Stein hat einen Sprung. Rüger morgen früh dableiben zum Steinauswechseln", stand dort zu lesen. „Neun" bedeutete: neun Atmosphären Druck; was das andere hieß, wußte Fritz recht gut. Der alte Stein sollte morgen früh herausgenommen und ein neuer dafür eingesetzt werden. Bei dem riesigen Gewicht des Mahlsteins war das eine Arbeit von gut vier Stunden. Dabei konnte er sich jetzt schon kaum noch auf den Beinen halten. Doch jetzt hieß es durchhalten. Mit Anstrengung hob er den Kopf, um nach dem Druckmanometer zu sehen. Undeutlich sah er den Zeiger um die 10 herum schwanken. So hoch durfte er heute doch nicht gehen. Karl drehte an dem Druckventil, und der Zeiger ging langsam zurück. Doppelt aufpassen würde er heute müssen und sehr sorgfältig arbeiten, sonst kriegte er sein Quantum Holz nicht unter. Dann gab es vorn an den Maschinen Ausschuß, und der Teufel war los. Oh, man hatte alles vorzüglich ausgedacht. Wehe, wenn ein Rädchen nicht wollte! Es wurde sofort bemerkt und — das Auswechseln ließ dann nicht mehr lange auf sich warten.

Wenn ihm nur nicht so schwindlig wäre! Eine Hitzewelle nach der anderen raste durch seinen Körper und raubte ihm das klare Denkvermögen. Wie ein tückisches Auge schielte das Manometerzifferblatt zu ihm herunter: „Nimm dich in acht, Mensch! Wenn du mich nicht sorgfältig behandelst, machst du dir Ungelegenheiten."

Eine sinnlose Wut erfaßte Karl plötzlich. Jede Überlegung wurde von der Krankheit erstickt. „Ich werde dir zeigen, wie man dich behandeln muß, du Aas", dachte er knirschend und drehte das Druckventil ganz auf. „Wenn du jetzt platzt, wird sofort ausgewechselt, und ich kann morgen um sechs Uhr nach Hause gehen." Das Fauchen der Maschine ging in ein drohendes Heulen über. „Wie das Vieh jammert!" stellte er mit Genugtuung fest. „Ganz wie ein Mensch . . . Wenn ich jetzt sterben würde, ob sie dann wohl einen neuen Schichtplan machen müßten? Aber das würde denen gar nicht einfallen! Nur meinen Namen würden sie durchstreichen und einen anderen dafür einsetzen, nichts einfacher als das. Ekelhaft, ein solches Dasein, die sollen mich alle . . ."

In diesem Augenblicke zersprang der überlastete Stein in tausend Stücke. Eins traf Karl und zerschmetterte ihm den Kopf. Lautlos stürzte er zu Boden. Menschen eilten herzu. Der Betriebsleiter warf einen entsetzten Blick auf den blutigen Körper, der eben auf eine Bahre gelegt wurde. Wie konnte das nur geschehen? Ein eisiger Schreck durchfuhr ihn, als er an den defekten Stein dachte. Eigentlich hätte er ihn sofort auswechseln lassen müssen. Aber dann würde der Betrieb einige Stunden still gestanden haben. Man konnte den Sonntagvormittag dazu verwenden. Hatte er, der Betriebsleiter, aus Rentabilitätsgründen ein Menschenleben auf dem Gewissen? Und — was würde die Unfallversicherung dazu sagen? Mit zitternder Hand nahm er den Papierstreifen aus der Maschine, der die Druckkurve anzeigte. „14 Atmosphären?" las er staunend. Ja, war der Mensch denn verrückt geworden? Das hätte nicht einmal der unversehrte Stein ausgehalten. Außerdem stand das Pappschild noch immer auf der Maschine, das zur Vorsicht mahnte. Jedenfalls, der Papierstreifen würde seine Unschuld beweisen, so bedauerlich der Unfall an sich war.

Der Betriebsleiter nahm ein Protokoll auf und besah den Schaden. Die Maschine selbst war nur wenig beschädigt, nur der Stein herausgesprungen und natürlich unbrauchbar. Aber der sollte sowieso ausgewechselt werden. Er gab Anweisung, sofort mit der Arbeit zu beginnen.

Punkt sechs Uhr morgens war alles wieder in Ordnung, und es geschah, wie es der tote Karl Rüger vorausgesehen hatte: Der Betriebsleiter ging zur Schichttafel, strich den Namen Karl Rüger und setzte einen anderen dafür ein.

Das himmlische November-Feuerwerk

Von Karl Busse-Hellwig.

In der sternenklaren Nacht des 16. November 1833 zählte der große deutsche Naturforscher Alexander von Humboldt mit seinem Assistenten stündlich 200 000 bis 220 000 Sternschnuppen. Er selbst und seine Zeitgenossen schildern dieses himmlische Ereignis mit Tönen der tiefsten Erschütterung. Da die Sterngeschosse sämtlich aus einem bestimmten Himmelsabschnitt quollen, steigerte sich noch der Eindruck dieser Erscheinung und brachte zaghafte Gemüter sofort wieder in Weltuntergangsstimmung. Und die bestand hier ausnahmsweise einmal zu Recht, wenn auch nicht für unsere geliebte Erde. Die Sternenkundigen wiesen die Sternschnuppen längst als Reste untergegangener Welten nach. Glücklicherweise sind die Himmelsboten nicht so groß, daß sie unserer Erde gefährlich werden könnten. Sie leuchten nicht mit eigenem Licht, sondern entzünden sich durch Reibung mit dem Luftpanzer der Erde. Wenn sie aufflammen, um uns für wenige Sekunden ein großartiges und noch von jedem Menschen bewundertes Schauspiel zu bieten, sind sie wenigstens 100 bis 150 Kilometer von uns entfernt. Und wenn sie verlöschen, buchstäblich aufgebrannt sind, dann haben sie sich, obwohl sie mit der Geschwindigkeit von 15 bis 75 Kilometern in unser Luftreich einfallen, uns immer nur erst auf 90 bis 70 Kilometer genähert.

Vielleicht werden in diesem Jahre die Leoniden, Löwen-Sternschnuppen, so genannt, weil sie aus dem Sternbild des Löwen herniederregnen, wieder in so gewaltigen Schwärmen sichtbar wie vor rund 99 Jahren. Dann braucht niemand voller Besorgnis ins Bett zu flüchten und die Decke über die Ohren zu ziehen oder den Strumpf mit dem Spargeld an sein Herz zu drücken, weil nun die letzte Stunde der Erde geschlagen habe oder irgend ein ähnliches unfaßliches Unglück eintreten könnte. Sondern jeder darf und sollte das himmlische November-Feuerwerk genießend betrachten; denn nur wenige von uns werden es ein zweites Mal erleben. Nur alle 33¼ Jahre gibt es einen Massenansturm der Leoniden. Diese bekommen wir zwar im November jedes Jahres zu sehen, wenn wir bei unserer Reise um die Sonne den Schnittpunkt der Erd- mit der Leonidenbahn erreichen. Denn diese kleinen Himmelskörperchen oder eigentlich bescheidensten Splitter von solchen, verstreuen sich über den ganzen Weltenraum. Ein Löwen-Sternschnuppenjahr dauert 33¼ Erdenjahre. Deshalb stoßen wir mit ihrem Hauptschwarm nur in diesem langen Abstande zusammen. Viele von ihnen stürzen sich uns entgegen, viele werden von unserer Schwerkraft an uns gerissen, und viele davon fassen wir beim Überholen, weil wir etwas schneller durch den Weltenraum geschleudert werden.

Das ist aber noch nicht alles, was wir von den Leoniden wissen. Im Jahre 1866 entdeckte der Engländer Temple einen angeblich unbekannten Kometen, der dann zu seinen Ehren seinen Namen erhielt. Die Sternenwissenschaftler fanden sehr bald heraus, daß der Unbekannte doch schon einmal die Augen eines ihrer Kollegen erreicht hatte. Die Nachrichten darüber erinnern etwas an „Eider, der Ewigjunge“, der alle fünfhundert Jahre „desselbigen Weges gefahren“ kommt. Denn das erste Mal sah ihn ein Astronom im Jahre 1366, und der Engländer, der ihn das zweite Mal erblickte, lebte volle fünfhundert Jahre später. Der Templesche Komet steht in irgendwelchen Beziehungen zum Schwarm der Leoniden. Diese Erkenntnis verdanken wir dem italienischen Sternenkundigen Schiaparelli. Den meisten von uns ist er viel bekannter als Schilderer der sogenannten Marskanäle. Sein Name wurde aber doch in Verbindung mit dem Temple und den Leoniden zum ersten Mal durch die ganze Welt getragen, als Schiaparelli unwiderlegbar nachwies, daß die Leoniden der Straße des Kometen folgen.

Mit Spannung erwartete die wissenschaftliche und die übrige Welt die Leonidenschwärme des Jahres 1866. Sie boten, wiederum um Mitte November, erneut ein Prachtbild, wenn sie vergleichsweise 1833 auch viel zahlreicher auftauchten. Alle Hoffnungen auf ein neues überwältigendes Himmelserlebnis richteten sich auf 1899. Aber im November dieses Jahres wurde beinahe die ganze Vorstellung abgesagt. Es gab in jenen Novembernächten so wenig Sternschnuppen wie noch niemals. Die Öffentlichkeit war durch wochenlang geführte Schilderungen der bevorstehenden großen Dinge am Novemberhimmel derart in Spannung versetzt worden, daß die Enttäuschung sehr groß war und die Achtung vor den Astronomen, die so vielerlei versprachen und so herzlich wenig hielten, auf den Nullpunkt zu sinken drohte. Sie erklärten dann einige Wochen später, nachdem sie sich tüchtig in ihre Rechentabellen gekniet hatten, daß der Jupiter ihnen ins Handwerk gepfuscht und den Neugierigen die Freude am Schauspiel verdorben hätte. Er hatte die Leoniden aus ihrer ursprünglichen Bahn etwas hinausgedrängt, so daß sie in jenem Jahre an der Erde vorbeiflitzten.

Das soll nun aber in diesem Jahre umgekehrt sein. Jetzt wird angenommen, daß der Jupiter die verbogene Leonidenbahn wieder ausgebeult hat und daß sie nun wieder zur Stelle sein werden. Optimistische Astronomen behaupten sogar, daß wir Zeugen eines ähnlich gewaltigen Sternschnuppenfalls, wie ihn unsere Vorfahren vor 99 Jahren sahen, werden könnten. Die Nacht vom 16. auf den 17. November bringt vermutlich den Höhepunkt. Diese Annahme kann aber auch täuschen; vielleicht treffen wir den Kern des Leonidenschwarms schon ein paar Nächte eher. Alle Fernrohre der Erde suchen jetzt schon eifrig nach dem Temple. Bekommt man ihn zu sehen, dann rechnet man mit einem herrlichen Sternschnuppenfall. Und da die Sage geht, daß sich alle Wünsche erfüllen, die man innerlich beim Fall einer Sternschnuppe ausspricht, würde sich uns eine buchstäblich glänzende Gelegenheit bieten, alle unsere Sorgen loszuwerden. Einen Haken hat die Sache allerdings. Unglücklicherweise ist gerade der Temple auch als „13. Komet“ in den Sternenbüchern eingetragen. Das gibt zu denken; das gibt sehr zu denken, wird da mancher sagen.



Lustige Ecke



Der kleine Großstädter.



Fritzchen ist aus den Ferien zurückgekehrt und wird von der Tante gefragt, was ihm am besten gefallen hat. Prompt sagt er: „Die Kuhgaragen!“

*

* **Der Kavalier.** „Gestern habe ich ein entzückendes Mädel getroffen. Ich war mit ihr im Café. Wenn ich nur noch eine Tasse Schokolade mit Sahne bestellt gehabt hätte, wäre sie die Meine gewesen.“

„Na und? Warum hast du es nicht gemacht?“

„Sie hatte kein Geld mehr . . .“

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.